

Jens Watermann

# Afrika ist mein Schicksal



**Michael Krüger**

Geliebt, gejagt,  
gefeiert –  
wie der  
deutsche  
Trainer zur  
Legende wurde.





Michael Krüger und Jens Watermann

Über den Autor:

Jens Watermann, Jahrgang 1980, wurde an der Axel Springer Akademie in Berlin, Hamburg und New York ausgebildet. Als Bundesligareporter bei Sport Bild und Fußballtrainer (A-Lizenz) wusste er schon früh, dass das Runde ins Eckige muss.

Mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen lebt er im Westmünsterland und schreibt als Gründer des Memoria Verlages seit 2014 Firmenchroniken und Privatbiografien. Zu Gast sind bei ihm regelmäßig Bundesligagrößen wie schon Thomas Schaaf, Dieter Hecking oder Knut Reinhardt zum Memoria Talk. Neugierig? Infos unter [www.memoria-verlag.de](http://www.memoria-verlag.de) oder bei Facebook!

Wie alles begann: Im Herbst 2009 wählte ich als Reporter die Handynummer von Michael Krüger, dem damals neuen Trainer von Alemannia Aachen und mir bis dahin gänzlich unbekannt. 30 Minuten später, angefütert und gefesselt von einigen Afrikaerlebnissen, reifte in mir ein noch vager Entschluss: Irgendwann schreibe ich diese außergewöhnliche Geschichte auf. Fast fünf Jahre später erhielt Michael Krüger dann eine Mail mit besonderem Betreff:

*Ihre Geschichte, meine Worte – wie hört sich das an?*

## **Der Tod kommt aus der Wüste    Omdurman, Sudan, 2008**

Ein ohrenbetäubender Knall. Fenster zerbersten durch die Druckwelle in Millionen Teile. Gewehrschüsse, Rauchschwaden, Schreie. Omdurman. Juni 2008. Meine Spieler des sudanesischen Fußballklubs SC Al-Merreikh hocken zusammengepfertcht im Besprechungsraum. Sie schauen ängstlich auf das am Stadion majestätisch thronende Konterfei unseres mächtigen Vereinspräsidenten Gamal Al Walid. Dessen Telefonanruf bringt den Auftrag für die nächsten Stunden auf eine einfache Formel: „Verkriecht euch, versteckt euch, versucht zu überleben!“ Ich kauere zwischen den Spielern, den Blick auf den Boden gerichtet.

Die Hitze ist unerträglich. Angstschweiß tropft auf den Boden, die Klimaanlage dröhnt nicht mehr. Sie schweigt. Ebenso wie die Handys. Jedes Geräusch kann über Leben und Tod entscheiden. Bis Verteidiger Musa Zuma aufspringt, seine Hand aufs Herz legt und anfängt, die Vereinshymne zu singen. Ein nigerianischer Mitspieler fegt ihm eine und schreit: „Halt die Klappe. Ich will nicht sterben.“ Stunden vergehen. Der Tod kommt aus der Wüste. Vierzig schwerbewaffnete sudanesishe Rebellen meutern durch die Straßen. Ohne Gnade, ohne politische Botschaft. Das Militär lässt sie gewähren, will erst im Schutz der Dunkelheit zurückschlagen. Um die Bevölkerung nicht zu gefährden.

Mit fortschreitender Dämmerung legt sich ein imaginärer Schalldämpfer über das Krisengebiet. Die Schreie werden dumpfer, Einschläge erinnern an Kriegsfilmte vergangener Zeiten. Die Lage entspannt sich. Wir schleichen aus dem Besprechungsraum in die Schlafzimmer des Mannschaftsquartiers.

Als eine Truppe sudanesischen Militärs um Mitternacht in mein Zimmer stürzt, schrecke ich hoch. „Beeilung, Beeilung“, rufen unsere Retter. In einem Autokonvoi flüchten wir über die Nilbrücke in die nahegelegene Hauptstadt Khartum. Auf dem Weg dorthin brennen sich Bilder von lodernden Jeeps und der Geruch

von verbranntem Fleisch unwiderruflich in mein Gedächtnis. Leblose Körper säumen den Straßenrand – enthauptet und weg-  
geworfen. Um der Weltöffentlichkeit eine ruhige, politische Lage  
vorzugaukeln, wird das Spiel gegen die Highlanders aus Sim-  
babwe schon am darauffolgenden Tag im Nationalstadion von  
Khartum nachgeholt. Um 17 Uhr bei 50 Grad Celsius. Qualmende  
Füße auf brennendheißem Kunstrasen.

## **Kaffeekränzchen im Grünen**

**Poggenhagen, 2019**

Das alles geschah vor mittlerweile über zehn Jahren. Ich sitze  
im Garten unseres idyllisch gelegenen Häuschens in Poggenha-  
gen bei Neustadt am Rübenberge. Ein ruhiger, verträumter Ort –  
würde nicht die Einflugschneise des Hannoveraner Flughafens in  
regelmäßigen Abständen zischende, röhrende Blechvögel über  
unseren Garten jagen. Wie ich damals so ruhig bleiben konnte, ist  
mir bis heute ein Rätsel. Psychologisch betrachtet stellt dieses  
Nahtoderlebnis ein Paradoxon im Gehirn da. Ein Gefühl der  
Schmerzlosigkeit und Ruhe stellt sich ein. Erinnerungen und Sin-  
neseindrücke verschwimmen. Habe ich mal gelesen und befinde  
mich im selben Moment gedanklich auf einer imaginären Leder-  
couch in den Fängen einer in Strickpullover gehüllten Therapeu-  
tin, die mir mütterlich die Hand auflegt. „Herr Krüger, wir sollten  
das gemeinsam aufarbeiten!“ Ach nö, lass mal. So bin ich nicht.  
Ich halte mich da lieber an afrikanische Sprichwörter und Weis-  
heiten, wenn ich nach Erklärungen für das Erlebte suche. Wer  
kennt den eigenen Kontinent denn besser als die Völker der Tua-  
reg, Bantu oder Haussa? Richtig – niemand!

Hier eine Kostprobe:

*Die Furcht vor der Gefahr ist schrecklicher als die Gefahr selbst.*

Sprichwort der Malinke

Das passt. Noch ruhiger als ich während des Rebellenangriffs war wohl nur meine Frau Gaby. Denn die war völlig ahnungslos. Ich rief sie erst nach unserer Evakuierung an. Aus dem Hotelzimmer in Khartum. „Komm sofort zurück“, waren ihre Worte. „Nach dem letzten Spiel“, waren meine.

Und so packte ich meine wenigen Habseligkeiten nach der letzten, eher bedeutungslosen Begegnung in der Saison vor der Sommerpause in meinen Koffer und freute mich auf die Rückkehr in meine Heimat. Freute mich auf meinen Sommerurlaub und die fußballfreie Zeit. Freute mich - zu früh. Über den Fernseher im Hotelzimmer flimmerten Bilder des verwaisten Khartum International Airport. Einer von vier internationalen Flughäfen des Landes. Der blieb vorerst gesperrt. Aus Sicherheitsgründen. Seit seiner Gründung 1943 war der Hauptstadtflughafen ohnehin alles andere als sicher. In seiner gut siebzigjährigen Geschichte kam es insgesamt zu sechzehn Zwischenfällen, bei denen 65 Menschen getötet wurden. Triebwerkausfall, Notwasserung, Landebahn verfehlt. Die Gründe waren so unterschiedlich wie unergründlich für mich, der mit deutschen Sicherheitsstandards aufgewachsen ist. Ich saß also fest. Wieder eine schlaflose Nacht. Aufatmen erst am darauffolgenden Morgen. Eine sonore Moderatorenstimme verkündete im Radio startende Flieger und rollende Gepäckbänder. Betreuer Mustafa, Modell Teddybär mit großem Herzen, begleitete mich zum Airport.

Ich versammelte den Familienrat nach meiner Ankunft um unseren Wohnzimmertisch. Mit jedem Detail der von mir erlebten und überlebten Terrornacht von Omdurman wurden die Blicke meiner Frau und meiner Kinder besorgter, ungläubiger und fassungsloser. Daher konnte ich ihre Panik sehr gut verstehen, als ich ihnen ein paar Tage später meinen Entschluss verkündete.

„Wie kannst du nur dahin zurückgehen?“ Das war die Reaktion von Julika, Gerrit und meiner Frau Gaby, die es allerdings bei diesem kurzen, emotionalen Moment beließ. Gaby weiß, dass ich

ohne Fußball nicht leben kann. Sie hat mir niemals verboten, einen Job anzutreten, oder versucht, mich zu einer Entscheidung zu drängen. Ich bin niemand, der wegrennt. Und trotzdem hat mich dieses Erlebnis an meine Grenzen gebracht. Nachdem mich meine Frau vom Flughafen abgeholt hatte, stellte ich meine Koffer in die Ecke und schlief achtzehn Stunden am Stück. Mein ganz persönlicher Verdrängungsmechanismus. Die darauffolgenden drei Tage half ich im Haushalt, ging spazieren oder besuchte Freunde. Gespräche über das Geschehene kratzten nur an der Oberfläche. Freunde und Familie kennen mich zu gut. Sie wussten, dass ich ein Reisender bin, der das Abenteuer liebte und spätestens nach drei Wochen wieder mit den Hufen scharrte. Und dennoch war meine Anspannung in diesem Fall größer. Am fünften Tag nach meiner Rückkehr rief ich unseren Teamleiter Mustafa an. „Alles wieder im Griff, alles unter Kontrolle“, versicherte er mir. Es fiel mir nicht schwer, das zu glauben, hatte ich ihn doch bisher als sehr gewissenhaften und vernünftigen Kerl kennengelernt. Ich selbst war politisch mittlerweile so gut informiert, dass der Norden des Landes generell eher ruhig war und der Rebellenangriff für die Region eher untypisch. Außerdem waren Zivilisten in der Regel nicht das Ziel solcher Gräueltaten. Mit jedem Tag Abstand von den traumatischen Erlebnissen überwog bei mir der Wunsch, wieder dorthin zurückzugehen.

## **Kaffeekränzchen im Grünen II**

**Poggenhagen, 2019**

Ich sitze im gepolsterten Klappsessel und betrachte liebevoll unser nett arrangiertes Gartenhäuschen. Ich sauge an meiner Zigarette und lasse den Rauch durch meine zusammengekniffenen Lippen entweichen. Irgendwie ist Afrika mein Schicksal. Nicht nur der Sudan, nicht nur der Rebellenangriff. Das Abenteuer Afrika begann viel früher.

Es begann in der Weihnachtszeit 1995 ...

Mein Telefon klingelte. Seltsame Nummer auf dem Display. Ich war überrascht, aber neugierig. Mein Gegenüber am anderen Ende der Leitung stellte sich als Angestellter eines Fußballklubs aus Kairo vor. Es klang seriös, was er mir in seinem fast akzentfreien Englisch erzählte. Spätestens als noch während unseres Telefonates unser Faxgerät piepte und ratterte, wurde mir bewusst, dass er es ernst meinte. Ich hielt das frisch gedruckte Vertragsangebot der Arab Contractors aus Kairo gegen das Licht, als prüfte ich die Echtheit eines Scheines, bevor ich dem Anrufer, die für mich spannendste Frage stellte:

„Why me?“

„Theo Bücken said you would be fit for the job.“

Ich war überrascht. Theo Bücken? Schon mal gehört, klar, aber seltsam war das schon. Bücken war ein Weltenbummler, der sich als Spieler und Trainer im afrikanischen und arabischen Raum schon einen Namen gemacht hatte. Aber ich kannte diesen Mann nicht. Hatte nie zuvor nur ein einziges Wort mit ihm gewechselt.

## **Korrumpierte Schiris und ein Jahrhundertspiel      Kairo, 1995**

Neben dem Interesse der Arab Contractors aus Kairo, buhlte auch der VfL Wolfsburg um meine Dienste. Einen Tag nach Weihnachten 1995 musste ich dem gesamten VW-Vorstand in einer ungewohnten Casting-Atmosphäre Rede und Antwort stehen. Ich sollte beim Zweitligisten Willi Reimann als Co-Trainer unterstützen.

Freund und Fußballboss Wolfgang Heitmann riet mir, mich im Laufe der Vertragsgespräche für den mittleren der angebotenen Gehaltsentwürfe zu entscheiden. „Tritt nicht zu bescheiden, aber auch nicht zu gierig auf.“ Heitmann entgleisten alle Gesichtszüge,

als ich den VW-Bossen signalisierte, nur für den lukrativsten aller möglichen Verträge anfangen zu wollen. Auf der Autobahn in Richtung Hannover klingelte mein Handy. Heitmann war dran. „Wenn du willst, kannst du sofort anfangen.“ Ich wollte nicht, zumindest vorerst. Dieses zugegebenermaßen abenteuerliche, wenn auch aufregende Angebot ging mir nicht aus dem Kopf. Ich konnte nicht in Wolfsburg zusagen. Nicht ohne vorher in das Land der Pyramiden, Flusspferde und Strohhüte gereist zu sein.

Einen Tag vor Silvester 1995 flog ich nach Kairo in eine andere Welt. Ich hatte schon immer mit dem Gedanken gespielt, mal im Ausland zu arbeiten. Aber Afrika?

Ich hatte immer mal von Australien oder Amerika geträumt. Und als Trainer hatte ich auch noch einen unerfüllten Traum. Der spielte in einer Arbeiterstadt in Nordengland, genau genommen Liverpool. Das war kein Zufall. Drei Wochen vor meinem zwölften Geburtstag saß ich gebannt vor dem Fernseher. Ich wurde Zeuge eines Spiels, das mich derart beeindruckte, dass ich mich bis heute für die Spiele der Reds an der Anfield Road interessiere. Als am 5. Mai 1966 im Europacup-Finale die Spieler von Liverpool nach dem Anpfiff wie eine Heuschreckenplage den Dortmunder Strafraum belagerten, war ich fasziniert. Als die englischen Fans ihr unnachahmliches Li-ver-pool cha-cha-cha skandierten, hatte ich Gänsehaut, und als ich den charismatischen Trainer Bill Shankly an der Außenlinie herumtigern sah, war es endgültig um mein Fußballerherz geschehen. Welch ein Drama im Glasgower Hampden-Park, dem damals größten Fußballstadion Europas. Es ging mit 1:1 in die Verlängerung. Zehn Minuten vor dem Ende traf Stan Libuda zum 2:1 für Dortmund. Ausgerechnet Libuda, der hatte den ganzen Abend sprichwörtlich die Sch... am Fuß kleben. Liverpool gab noch nicht auf. Ein paar letzte Angriffswellen rollten auf BVB-Keeper Hans Tilkowski zu, während ich kaum noch zuschauen konnte. Ich drehte nervös an meinem Globus, den mir meine Eltern zu Weihnachten geschenkt



hatten. Wohl nicht ahnend, dass ich in kürzester Zeit sämtliche Länder mit Hauptstädten und den dort ansässigen Topclubs kannte. Immer wieder sprang mein Blick von der Weltkugel zurück auf den Bildschirm, wo gerade der Engländer Roger Hunt vor dem Tor auftauchte und ... Ich senkte meinen Blick blitzschnell vor Aufregung, kugelte den Erdball mit voller Wucht gegen den Uhrzeigersinn. „Hunt vergibt die große Ausgleichschance. Glück für Dortmund“, jubelte der Reporter enthusiastisch. Ich fluchte und stoppte die rotierende Kugel mit meinem Zeigefinger und landete in Nordafrika. Das war einfach. Hauptstadt von Ägypten? Easy. Na klar, Kairo.

Im Leben zählt ja oft der erste Eindruck. Kairo hat mich nie wieder so beeindruckt wie beim ersten Anblick im Dezember 1995, zwei Tage vor Silvester. Wegen einer fehlenden Landeurlaubnis kreiste der Pilot fast eine Stunde über dieses epische Lichtermeer. Diese atemberaubend schöne Glitzerwelt legte einen Filter auf die tagsüber staubige und dreckige Stadt, wie ich kurze Zeit später feststellen sollte. Nach der Landung holte ich mein Gepäck und ging in die Ankunftshalle.

Dort überflog ich die Namensschilder. Es werde mich jemand in Empfang nehmen, hatten die Verantwortlichen von Arab Contractors versprochen. Menschen aller Nationalitäten reckten in freudiger Erwartung Schilder in die Höhe. Auf einem der Schilder las ich „Kroga“, es wurde von jemandem in landestypischer Galabiya-Tracht in die Höhe gehalten. Aber Kroga war ja strenggenommen nicht mein Name. Ich wartete. „Passport“, sprach er mich dann nach ein paar Minuten dann doch an, worauf ich ihm diesen aushändigte. Als der Mann in einem kleinen Bündchen verschwand und ich langsam nervös wurde – kein Ausweis, keine Telefonnummer und keine Arabischkenntnisse –, kam er mit einem gültigen Visum zurück. Ich war erleichtert. Vor dem Flughafen wartete ein Fahrer, dessen Englischkenntnisse ein Gespräch ermöglichten. „Are you for the first time in Egypt?“

„Yes.“ Der Fahrer schaute erstaunt zu mir herüber. „Do you like staying here?“ Was sollte ich darauf antworten? „I am not sure.“ Ich war ja erst gerade gelandet und hatte große Mühe, zu begreifen, was gerade außerhalb des Wagens passierte. Die Blechkolonne rollte wie eine wabernde Masse auf die Innenstadt zu und veränderte ihre Form – je nachdem, ob die Fahrer aus der Fahrbahn drei, vier oder fünf Spuren machten. Es variierte scheinbar willkürlich, ich war ratlos, was mir der Chauffeur wohl ansah. Er lachte. „That is normal in Kairo.“ Und alle Fahrer schienen zu hupen, was mich irritierte. Das erinnerte mich an eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft, die dem davonfahrenden Paar sozusagen die erste Ehre erteilt und wild drauf los hupte.

„In Germany honk so many people in their cars, when someone marries.“

„Marriage?“ Der Blick des Fahrers verriet, dass er mich ein bisschen verrückt fand, weshalb ich an dieser Stelle auf blumige Details wie Rosen und klapprige Blechdosen an den Autos verzichtete. In dem Moment hätte ich mir im Leben nicht vorstellen können, selbst ein Auto durch diesen Wahnsinn zu steuern. Aber es sollte so weit kommen. Später.

Die Nacht verbrachte ich in einem Hotelzimmer im Osman-Ahmed-Stadion. Die Zimmer waren funktionell eingerichtet, kein übertriebener Schnickschnack, typischer 3-Sterne-Standard. Einzig der Blick aus dem Fenster war schon besonders. Statt auf eine viel befahrene Straße, den Nil oder einen zugemüllten Hinterhof zu schauen, blickte ich direkt auf das Spielfeld im Stadion. Ich schaute auf meinen zukünftigen Arbeitsplatz – möglicherweise. Ich betrachtete den ganzen Stolz des Vereins und war doch irritiert: Was ging da unten vor sich?

Drei Männer hockten auf dem Rasen. Einer hatte einen Pinsel in der Hand, den er liebevoll in den Farbeimer tunkte, den ihm ein Zweiter hinterherschob. Ein dritter Mann kaute entspannt auf

einem Grashalm und ließ mit gelegentlichen Armbewegungen keinen Zweifel daran, wer in der Hierarchie ganz oben stand. Ich schaute dem Treiben noch ein paar Minuten zu, bis mir der Blick auf meine Uhr verriet, dass ich mich beeilen musste.

Wie verabredet saß ich um zehn Uhr im vereinseigenen Restaurant und wartete einige Minuten, bis drei Männer, in feinsten Zwirn gehüllt, erschienen. Sie begrüßten mich freundlich in fast akzentfreiem Business-Englisch und stellten sich kurz vor. Ich hatte mich schon im Vorfeld der Reise über die sportliche Situation der Mannschaft informieren wollen. Das war fast unmöglich gewesen, denn das World Wide Web steckte noch in seinen virtuellen Kinderschuhen. Fußballergebnisse in Afrika kamen dabei in der Prioritätenliste wohl direkt hinter lateinamerikanischen Standardtänzen. Immerhin konnte ich zumindest eine Auflistung aller Mannschaften finden, die in der Liga spielten. Die Clubchefs erkundigten sich, ob ich einen angenehmen Flug und ob ich gut geschlafen hätte. Als ich beides bejahte, wollte ein gewisser Mister Gamal wissen, ob ich mir denn vorstellen könne für ihren Club zu arbeiten. Gamal Akad, der von allen nur Mister Gamal gerufen wurde, war der Manager des Vereins und gleichzeitig Führungskraft in einer bedeutenden Ölfirma. Er trommelte mit seinen Zeigefingern auf der Schreibtischkante. Wie ein Specht. Als ich auf seine Frage wieder wohlwollend nickte und erklärte, dass ich ja sonst gar nicht hätte herfliegen brauchen, entspannten sich seine Gesichtszüge und seine Finger. Für mich sei aber an erster Stelle die sportliche Perspektive entscheidend, fügte ich hinzu, woraufhin sich Mister Gamal wieder ein wenig zu verkrampfen schien. Dieses Mal rieb er sich die Handinnenflächen. „Wo steht ihr denn genau in der Tabelle?“, bohrte ich nach.

„Im Mittelfeld“, sagte er einsilbig.

„Und wie viele Mannschaften spielen in der Liga?“

„Sechzehn.“

„Und wo steht ihr genau?“

„Auf Platz vierzehn.“

„Kann ich das mal sehen?“ Mr. Hassaballa, der Vereinspräsident, legte den Sportteil einer Zeitung an die Stirnseite des ovalen Mahagonitischen. Mein Gesichtsausdruck wechselte von interessiert über verwundert bis hin zu ernsthaft besorgt. Grund war eine gestrichelte Linie oberhalb der Arab Contractors.

„Ihr steht ja auf einem Abstiegsplatz!“

Mister Gamal hob beschwichtigend die Hände. „Aber wir haben noch ein Nachholspiel“, versuchte er die missliche sportliche Lage zu entschärfen.

„Gegen wen?“

„Gegen den Al Ahly Sports Club.“ Kleine Hintergrundinformation: Dieser Verein aus Kairo wurde im Jahr 2000 vom afrikanischen Verband zum besten Klub des Jahrhunderts gewählt. Bayern München hoch drei, multipliziert mit Real Madrid.

„Und wann habt ihr zuletzt gegen die gewonnen?“

„Vor fünfzehn Jahren.“

„Das ist ja interessant.“

Ich hatte sechs Wochen Zeit, um die Mannschaft auf dieses Spiel vorzubereiten. Vorausgesetzt, ich nahm die Herausforderung an. Ich zog mich kurz zurück und stöberte gedankenverloren in meiner Tasche, in der nur das Nötigste Platz gefunden hatte: ein Hemd, Waschzeug, ein Pullover und Unterwäsche. Ich schaute aus dem Fenster und sah den Pinselführer, den Eimerträger und den Grashalmkauer immer noch friedlich vereint auf dem Rasen. Diesen zierten aber immerhin mittlerweile einige sehr akkurat gezogene Linien. Die Drei wirkten außergewöhnlich tiefenentspannt. Es schien sie nicht im Geringsten zu interessieren, dass

sie seit nunmehr drei Stunden an ihrem Gesamtkunstwerk bastelten.

*Drei Dinge muss der Mensch wissen, um gut zu leben: Was für ihn zu viel, was für ihn zu wenig und was für ihn genau richtig ist.*

Sprichwort der Suaheli

Den Greenkeepern schien dieser Balanceakt perfekt gelungen: zum richtigen Zeitpunkt am, beziehungsweise auf dem richtigen Platz. Galt das auch für mich? War ich hier am richtigen Platz? Ich kehrte ins Restaurant zurück, wo die Cluboberen mittlerweile eine Suppe löffelten und sich angeregt unterhielten, bis sie mich entdeckten.

„Eine Frage hätte ich noch. Für den Fall, dass ich zusage. Wann soll ich anfangen, Mister Gamal?“ Der wirkte irritiert.

„Äh, heute noch?“

„Heute schon?“ In dem Moment war ich irritiert. Hatte er tatsächlich heute gesagt?

Ich hatte mir den Neuanfang etwas anders vorgestellt: Rückflug nach Deutschland, Koffer packen, Familie drücken, Abschiedstränen. Vor meinem geistigen Auge zerbröselte der geplante Abschied. Hinsetzen. Nachdenken. Entscheiden. Herzklopfen. Schwindel. Feuchte Hände. Wolfsburg oder Kairo? Spießler oder Abenteurer? Herz oder Kopf? Finanziell war das Angebot lukrativ, die Zahlen hatten ja bereits im Fax gestanden und wurden von den Herren ohne Einwände bestätigt. Was solls? Dann platzte es aus mir heraus.

„Ich mache es, ich bleibe hier.“ Ein Satz, zwei Reaktionen. Mister Gamal nickte zufrieden. Es folgte ein fester, ehrlicher Händedruck, ein breites Grinsen und ein gehauchtes „you are welcome“.

„Wie, du bleibst da?“ Meine Frau Gaby versuchte, die Information zu verarbeiten.

„Ja, ich bleibe hier. Es geht in einer Stunde los.“

Die Nachricht des neuen deutschen Trainers in Kairo verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Einer der ersten, der von meiner Ernennung zum Cheftrainer erfuhr, war ausgerechnet Theo Bücken – jener Trainer, der mich vor wenigen Tagen bei den Machern des Vereines empfohlen hatte. Und um mir die Eingewöhnung zu erleichtern, ließ er mir ausrichten, dass er Karten für die Silvestergala im Marriott-Hotel geordert hatte. Bücken hatte zwei langjährige Freunde im Schlepptau, ich kam alleine. Ich kannte ja niemanden. Ich nutzte die erste sich bietende Möglichkeit, um ihn in eine ruhige Ecke fernab der orientalischen Musik und der opulenten Bauchtänze zu lotsen. Ich musste unbedingt wissen, wie er ausgerechnet auf mich für diesen Job gekommen sei.

„Ein Bauchgefühl“, sagte er trocken und prostete mir zu. Er selbst wollte den Job nicht. Bücken leistete seit Jahren in der Hafenstadt Alexandria hervorragende Arbeit und hatte noch einen Vertrag. „Ich habe deinen Werdegang in den vergangenen Jahren verfolgt, Michael, und hatte irgendwie das Gefühl, dass wir ähnlich gestrickt sind. Wir passen hierher. Wir passen zu Afrika.“ Ich war baff. Wie konnte jemand wissen, ob ich hierher passte? Das wusste ich selbst noch nicht einmal. Und so richtig viel Zeit, mir darüber den Kopf zu zerbrechen, hatte ich auch nicht.

In nur sechs Wochen erwartete uns eine schier unlösbare Aufgabe. Aber mit welchen Spielern konnte ich das Wunder schaffen? Aus vierzig Spielern sollte ich mir meinen Kader zusammenschnitzen. Darum hatte mein erstes Training mit den Jungs einen echten Casting-Charakter. Während ich auf dem Weg zum Trainingsplatz grübelte, wie ich in kürzester Zeit so viele Spieler sichten und beurteilen sollte, hörte ich Schritte. Erst leise tippelnd,

dann lauter und dumpfer. Mister Gamal atmete schwer, als er mich erreichte und mich an der Schulter festhielt.

„Fallen lassen, Trainer, nicht anpacken“, befahl er aufgeregt. Er blickte auf meine rechte Hand, in der ich ein paar farbige Hütchen trug.

„Du bist hier der Chef, du gibst Befehle. Für die Hütchen haben wir andere. Sofort fallen lassen!“ Ich stellte die Hütchen ab und fragte ihn, ob es weitere Gepflogenheiten gebe, die ich schnellstmöglich wissen sollte. „Inshalla bukra malesch“, sagte er mit einer Selbstverständlichkeit, die mich verwunderte. „Was bedeutet das?“

Mister Gamal kicherte. „So Gott will, wird das morgen kein Problem sein.“ Selbst die Übersetzung warf mehr Fragen als Antworten auf. „Merke dir diesen Satz, Trainer. Der wird dich noch wahnsinnig machen.“ Dann drückte er mir einen Schnellhefter in die Hand mit Informationen zu allen Spielern.

Die Eingewöhnung lief überraschend gut, ich wohnte noch im Stadion, uns blieben noch vierzehn Tage bis zum Jahrhundertspiel gegen Ahly. Bei den Befehlen auf dem Trainingsplatz half mir in erster Linie mein Assistent Mohammed ab Samir. Der sprach ähnlich gut wie Mister Gamal Englisch, stand auf dem Platz fast immer neben mir und konnte glücklicherweise nicht einfach weglaufen, wenn ihn meine Fragerei nervte. Für die Aussprache und das Sprachgefühl schaltete ich abends oft den Fernseher ein und schaute tatsächlich afrikanische Sender, auch wenn ich zu Beginn überhaupt nichts verstand. Doch ich erkannte Worte vom Tage wieder. Die Stimmen aus dem Fernseher schafften ein vertrautes Klangbild. Und sie halfen mir auch gegen die Einsamkeit. Mit Mohammeds Hilfe traute ich mich immer öfter, meine Jungs auf Arabisch zu coachen. Keine ewig langen Monologe, ganz einfache Befehle: nach links, nach rechts, zurück, schneller, Ball, Spiel, Tor. So etwas in der Art. Je näher das Spiel

rückte, desto heißer waren meine Spieler. Das galt auch für mich an der Außenlinie. Als Zizo sich bei einem Trainingsspiel den Ball in der Mitte der gegnerischen Hälfte erkämpfte hatte, brüllte ich in seine Richtung: „Scharwida, schera, matar.“ In dem Moment schaute Zizo zu mir, blieb stehen und blickte mich ratlos an, während der Ball über seine Füße trudelte. Was macht der? Der soll weiterlaufen. Los, Junge. „Jalla, jalla“, feuerte ich ihn an, während ein Gegenspieler dem verdutzten Spielmacher den Ball bereits vom Fuß geluchst hatte. „La, la, la“, fluchte Zizo und schüttelte dabei ungläubig den Kopf.

„Was hat der, warum ruft der nein, nein, nein?“, wollte ich von Mohammed wissen, der sich auf dem Boden vor Lachen krümmte. „Du hast ihm gerade zugerufen, er solle über die linke Straße zum Flughafen laufen.“

Nach dem Training ging ich kurz zu Doktor Magdi, unserem Mannschaftsarzt, dessen Praxis nur einen Katzensprung vom Stadion entfernt lag. Magdi war ein gebildeter, sehr höflicher Mann mit Brille und einem kleinen Wohlstandsbäuchlein. Mein persönlicher Ratgeber, wenn es darum ging, die Spieler und deren Kultur zu verstehen. Ich erzählte ihm von meinen kreativen Trainingsanweisungen und wollte wissen, wie wichtig den Spielern die täglichen Gebetsrituale waren. „Coach, es sind nur ein paar von den afrikanischen Männern wirklich religiös. Die leben dafür. Für einige ist es mehr ein lieb gewonnenes Ritual. Du machst das schon richtig. Unterbrich das Training und lass sie beten. Kann ja für das Spiel gegen Ahly auf keinen Fall schaden.“ Er lächelte, ich reichte ihm zum Abschied die Hand.

Es blieben nur noch sieben Tage bis zum Spiel. Jetzt galt es neben der Arbeit auf dem Platz auch an alles andere zu denken. An alles, was am Ende über Sieg oder Niederlage entscheiden konnte. An jedes Detail. Möge es zunächst gar nicht so wichtig erscheinen. Serienmeister Ahly hatte mit Reiner Hollmann einen deutschen Trainer, den ich nicht kannte. Und vor dieser prestigeträchtigen



Begegnung hielt ich es auch für keine besonders gute Idee, daran kurzfristig noch etwas zu ändern. Trotzdem versuchte ich wie er zu denken, ich versuchte, deutsch zu denken!

*Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.*

Deutsches Sprichwort

Na klar, wir Deutschen sind fleißig, gut vorbereitet, planen bis ins letzte Detail und lieben Sicherheit.

Was hatte Hollmann vor? Wie wollte er seine Jungs heißmachen und was plante er taktisch?

Ich stellte mir all diese Fragen und puzzelte vor meinem geistigen Auge ein Gesamtbild zusammen. Was hätte ich den Spielern an seiner Stelle geraten? Seid bloß nicht überheblich, wahrscheinlich. Bestimmt würde er auf Sicherheit setzen, das tun wir Deutschen ja gern. Er wird ihnen raten, gerade zu Beginn des Spiels erst einmal das Risiko zu scheuen. Und wahrscheinlich hatte er gerade in diesem Moment, indem ich mir meinen Kopf zerbrach, alle Informationen über meine Spieler von einem Späher zugestellt bekommen. Planung und Perfektionismus wurde uns doch in die Wiege gelegt, oder nicht? Ich schmunzelte, wusste ich doch, dass ich mich mit meiner Analyse auf ganz dünnem Eis bewegte. Nur bei einer Sache war ich mir ganz sicher: Hollmann wird dafür sorgen, dass alle pünktlich zum Anpfiff auf dem Platz stehen werden. Wir Deutschen lieben ja die Pünktlichkeit. Hier ist es eher die Ausnahme. Inshalla bukra malesch. Langsam verstand ich diese drei Worte. Das war die afrikanische Alibiformel für Schlitzohren. Komme ich heute nicht, komme ich morgen. Aber auch dann nur vielleicht. Das war hier nicht unüblich, jeder englischsprachige Reiseführer beschreibt dieses Phänomen als escape clause. Eine Ausstiegsklausel: bloß nicht festlegen, bloß nichts versprechen.

Spieler kamen zu spät zum Training. Das kam gelegentlich vor. Erkundigte ich mich dann bei ihnen, ob sie es denn am darauffolgenden Tag pünktlich schaffen würden, bekam ich genau diese drei Worte zu hören. Regte ich mich darüber auf, schauten mich die meisten mit großen Augen an: „Wo ist das Problem. Er ist doch gekommen, Trainer.“ Ah ja, na denn.

*Der alltägliche Weg hat keine Wegemarken.*

Afrikanisches Sprichwort

Das versuchte mir auch Mister Gamal von Zeit zu Zeit an praktischen Beispielen aus dem Alltag zu erläutern. Es könne schon passieren, dass ein afrikanischer Mann auf dem Weg zur Arbeit auf einmal andere Pläne für den Tag entwickle. Mit einer einladenden Geste wies er mich an, Platz zu nehmen. Einen Tag vor dem Spiel gab es diesmal allerdings nur noch ein Thema. „Wir können morgen nicht gewinnen“, flüsterte er hinter vorgehaltener Hand. Wie bitte?

„Aber wir haben gut trainiert, die Jungs sind motiviert und werden alles geben.“ Mister Gamal nickte. „Das weiß ich. Aber hier ist es so, dass Schiedsrichter für den Heimklub pfeifen und Niederlagen von al Ahly nicht eingeplant sind.“

*Wer nicht offen mit dir spricht, ist nicht dein Freund.*

Spruchwort der NDonga

Die Worte von Mister Gamal waren derart offen und ehrlich, dass ich mich in einem anderen Zusammenhang sicher über so

viel Vertrauen gefreut hätte. Ohnehin wurde das eher professionell distanzierte Verhältnis zwischen uns immer vertrauter. Vielleicht hatte ich einen Freund gefunden, die Hoffnung auf einen Sieg dafür aber fast vollständig verloren.

„Die Schiedsrichter sind bestochen?“

Mister Gamal lächelte schicksalergeben. Bestechung ist im Fußball-Afrika der neunziger Jahre das falsche Wort. Ausufernde Gastfreundschaft der Heimvereine gegenüber dem grundsätzlich Unparteiischen beschreibt das Phänomen dubios langer Nachspielzeiten und abenteuerlicher Elfmeterentscheidungen treffender. Das eher überschaubare Honorar der Schiedsrichter wurde durch Gefälligkeiten veredelt. Unterbringung in luxuriösen Hotels, ausgiebige Shoppingtouren mit Vereinsangestellten oder Schmuck, gerne auch für die Frau Gemahlin.

Ich nickte bedächtig, wohlwissend, dass die gerade erhaltene Information unsere ohnehin verschwindend kleinen Erfolgsaussichten torpedierte. Ich erhob mich vom Stuhl und bereitete mich gedanklich auf eine der ungewöhnlichsten Kabinenansprachen meiner Trainerkarriere vor. Ich ging sie gedanklich immer wieder durch. Denn schlafen fiel mir schwer. Der Tag des Spiels verlief wie in Trance. Wir spulten den vorher festgelegten Ablauf ab und waren total fokussiert. Genau wie die Jungs, die dreißig Minuten vor dem Anpfiff adrenalintechnisch bis zum Anschlag vollgepumpt, darauf warteten, den Rasen unter ihnen zu spüren und diese epische Stimmung aufzusaugen. Statt wie gewohnt dreitausend Zuschauer verwandelten 82 000 Fans das Nationalstadion von Kairo in ein Colosseum längst vergangener Zeiten. Ein Tollhaus wahnsinniger Emotionen. Auf ihrer Feldseite thronten bereits die Götter in rotweiß. Mehr Maschinen als Menschen. Die Jahrhundert-Mannschaft von al Ahly.

„Wenn ihr ein Tor schießen wollt, dann bitte erst in den letzten zehn Minuten. Und schießt bitte eins, das der Schiedsrichter nicht

aberkennen kann.“ Verwirrte Blicke. War der Deutsche völlig übergeschnappt? Vielleicht dachten sie das – und doch schenkten sie mir ihr Vertrauen. Zumindest spielten sie so, wie ich es mir gewünscht hatte. Unser Plan ging auf. Die Jungs rannten um ihr Leben, ackerten wie Packerel und hielten sich an meine taktischen Vorgaben, was auch Hollmann registrierte, der zusehends unzufriedener vor seiner Bank auf- und abmarschierte und verzweifelt gegen den Höllenlärm anschrie.